

Unterhaltungsblatt:

Als Beylage zur Preßburger Zeitung No. 73

Dienstag den 28. Janer 1817.

Gespräch Bonapartes mit Hrn. Warden:

Als eines Tages (in einer der Unterredungen Bonaparte's mit dem Schiffsarzte Dr. Warden), gelegentlich vom Selbstmord die Rede war, ward gegen Bonaparte unvorhohlen geäußert, man könne in England nicht begreifen, daß er sich nicht lieber umgebracht, als nach St. Helena habe führen lassen. Hierauf erwiederte er kaltblütig: „Nein, nein, bis zum Selbstmord reicht mein Römerstirn nicht.“ Whitbread's tragisches Ende hatte zu diesem Gespräche Anlaß gegeben. Bonaparte breitete sich sehr über Hrn. Whitbread's Lob aus, und rühmte besonders, daß er den wärmsten Patriotismus mit den liberalsten Gesinnungen gegen die Feinde seines Vaterlandes habe zu verbinden wissen, und fügte hinzu, „einen Mann von so hellem Kopf können nur physische Ursachen, vielleicht das feuchte, neblichte Klima Englands, zum Selbstmord verleitet haben.“ Euer Novemver, fuhr er fort, kann dergleichen Unglück anrichten, der macht die Leute so hypochondrisch, daß endlich Lebensüberdruß daraus entsteht. — Er philosophirte nun noch eine Weile über dieses Thema, und schloß zuletzt mit folgender bestimmten Erklärung: „Den Selbstmord halte ich für das empfindendste Verbrechen, zu dessen Rechtfertigung ich durchaus nichts Haltbares anführen läßt. Wie tief versteckt sie auch seyn mag, liegt doch allemal Freigbergigkeit dabey zum Grunde. Wer nicht Seelenstärke genug besitzt, das Mißgeschick zu ertragen, kann der wohl für beherzt gelten? Allen Drangsalen des Lebens, wie sie auch Namen haben mögen, die

Stirne zu bieten, mit jedem derselben den Kampf zu bestehen, darin, und hierin allein besteht der wahre Heldemuth.“ Von diesem Gegenstande des Gesprächs mit einigemmale so gänzlich abspringend, daß man's kaum glauben sollte, lenkte Bonaparte das Gespräch plötzlich auf medizinische Gegenstände, und fragte den Doktor, mit bald ernsthaft, bald schalkhafter Miene: „Wiel viel Patienten haben Sie wohl schon auf den Kirchhof geschickt?“ Herr Warden erwiederte: „Mit Wissen und Willen nicht einen Einzigen!“ — „Nun, ich dachte doch, entgegnete Bonaparte, Ihr Aerzte müßtet oft genug die Krankheiten nicht richtig erkennen, und daher in einem Falle zu wenig, im andern wieder zu viel thun. Haben Sie z. B., wenn Ihnen ein Patient gestorden war, nicht Ursache gefunden, sich insgeheim zu sagen: du hättest nicht zur Ader lassen sollen, oder umgekehrt, so wäre es besser geworden!“ Dieß (so erzählt Hr. Warden) ließ ich unbeantwortet. Bonaparte fuhr nun fort: „Sind die Engländer, oder sind die Franzosen bessere Chirurgen, was dünkt Sie?“ Unläugbar die Engländer, erwiederte ich. — „Warum denn?“ Weil unsere Unterrichts-Anstalten besser sind, als die französischen. Unsere Unterweisung ist systematischer, und wer bey uns sein Examen besteht, so, daß er angestellt wird, von dem kann man überzeugt seyn, daß er was Rechtshaffenes gelernt haben müsse. — „Aber,“ wandte er mir ein, „auf die praktischen Handgriffe verstehen sich die Franzosen doch besser.“ In der Praktik gehen sie bloß empirisch zu Werke, aber theoretische Kenntnisse fehlen ihnen gänzlich. Doch muß ich gestehen, Sie haben dafür gesorgt, General, daß unsere englischen Feld- und Wundärzte auch im praktischen Theile ihrer Kunst recht geschickte Leute werden haben können. — Bonaparte lächelte zu dieser Bemerkung, und fragte, ziemlich quersfeld ein:

„Wer
mir ein
beantw
London
einen
Einen,
dieser
zu eine
wohl d
den ge
seiner
gegen
urtheile
ter, „i
Das ri
Vermög
kann sic
naparte
haben
ich erin
Manche
mögen,
gehört d
das ein
Kaf un
„Nicht
Schiffsb
große P
le zu bi
soll. —
nie etwa
bin. —
Ich habe

„Wer ist in London Ihr größter Arzt?“ Die Frage kommt mir ein wenig unerwartet, sagte ich, und ich muß sie unbeantwortet lassen; es gibt der angesehenen Aerzte in London so viele, daß es mir schwer werden würde, irgend einen als den ersten Matador zu nennen. — „Sind nicht Einen, der oben an stände?“ Nein, in der That, heut' ist dieser Mode, morgen wendet sich das allgemeine Vertrauen zu einem andern, und manchmal bleibt der Eine zwey, auch wohl drey Jahre lang Mode! Wenn ich aber Einen als den geschicktesten nennen wollte, so könnte ich leicht 49 seiner Kollegen Unrecht thun. Von einem Wundarzt hingegen getraue ich mir schon mit mehr Sachkenntniß zu urtheilen. — „Was pflegt wohl,“ fragte Bonaparte weiter, „im Durchschnitt ein Patient dem Arzte zu geben?“ Das richtet sich, erwiederte ich, nach dem Grade und dem Vermögen des jedesmaligen Kranken. — „Auf wie hoch kann sich wohl die größte Summe belaufen,“ fuhr Bonaparte fort, „die ein Arzt für geleistete Dienste erhalten haben mag?“ Das wüßte ich wahrhaftig nicht zu sagen; ich erinnere mich gar keiner bestimmten Summe dieser Art. Mancher Arzt erwirbt sich in ein paar Jahren ein Vermögen, von dem er unabhängig leben kann; aber freylich gehört dieß zu den seltenen Fällen. Dazu wird erfordert, daß ein Mann vorzüglich viel gelernt, sich einen großen Ruf und auch vielvermögende Beschützer erworben habe. — „Nicht wahr,“ fuhr Bonaparte fort, wenn Sie nicht im Schiffsdienste sind, haben Sie wohl auch am Lande eine große Praxis?“ Meine Kollegen pflegen mich in dem Falle zu bitten, daß ich manche von ihren Patienten besuchen soll. — „Werden Sie dafür gut bezahlt?“ — Ich habe nie etwas angenommen, so lange ich im königl. Dienste bin. — „Sind Sie denn vom Könige so gut besoldet?“ Ich habe jährlich 220 Pf. Sterling. — „Sie sind wohl

fast ihr ganzes Leben zur See gewesen? — Ja, größtenteils, nunmehr schon 20 Jahre lang. — „Erhalten Sie denn am Ende eine Versorgung?“ — Ja wohl; wenn ich 6 Jahre lang gedient habe und alsdann entlassen werde, so erhalte ich lebenslänglich täglich 6 Schillinge (jährlich eine Pension von 700 Eblen.) Mehr als dieß bekomme ich aber nicht eher, als wenn ich 36 Jahre lang gedient habe. — „Das dünkt mich keine Proportion!“ — Das dünkt mich auch; aber dennoch darf ich mich darüber nicht beklagen, denn als ich in Dienst trat, ist mir das voraus bekannt gemacht worden, und zum Dienste gezwungen werden wir in England nicht. — „Ist nicht hier in St. Helena sehr theuer leben?“ — Ganz außerordentlich; unter 30 Schilling täglich (10 Ebaer) kann ein Fremder hier durchaus nicht fertig werden. — „Nun wie werden denn Sie da fertig?“ — In diesem Augenblicke hat mich ein wohlhabender, und überaus gastfreier Mann in sein Haus aufgenommen; wenn's nicht so wäre, müßte ich mit der Schiffskost verlieb nehmen. — „Die Armee muß Ihrer Regierung ein gewaltiges Geld kosten?“ — Nun sie muß es doch bestreiten können. — „Die Land-Armee mag wohl mehr Geld wegnehmen, als das Seewesen?“ — Warum sollte sie das? „Der Lokalverhältnisse wegen, erwiederte Bonaparte, die sich bey der Landarmee so oft verändern.“ — Ist denn das mit der Marine nicht der Fall? entgegnete ich. „Nein, bey der Marine ist alles mehr Etatismäßig, und nicht so sehr dem Wechsel und der Veränderung unterworfen.“ — „Im Ganzen haltet ihr Engländer aber doch wohl mehr auf eure Marine als auf die Landarmee?“ fuhr er fort. Die Marine ist freysich unsere natürlichste und erprobteste Brustwehr, allein die Landtruppen haben doch wirklich auch nicht geringere Vorbeern errungen; schon für die einzige Schlacht von Was-

erle
auf
dazu
dere
In
ich
erster
te.
Ebo
Chem
vo,
nenn
könnt
der
rühm
wiede
auf
sam
tur
Mann
er
nicht.
beraus
„Ja,
wesen
te
sicht,
te
nen
„Wob
ten
Morge
Das

verlos kann ihnen England nicht genugsam danken. Hier-
 auf erwiderte Bonaparte nicht eine Sylbe, doch sah er
 dazu auch nicht lauer aus, fing aber von etwas ganz An-
 derem an zu sprechen. „Wo haben Sie studirt? fragte er.
 In Edinburg. — „O da gibt es sehr tüchtige Professoren;
 ich erinnere mich noch, wie viel Aufsehen, während meines
 ersten Feldzugs in Italien, das Brownische System erregte.
 Ich habe noch von andern berühmten Professoren in
 Schottland gehört, nennen Sie mir doch einige?“ In der
 Chemie war Black, in der Anatomie und Chirurgie W o n-
 o, und in der Medizin G r e g o r y ausgezeichnet. Ich
 nenne vorzüglich diese, weil sie meine Lehrer waren, doch
 könnte ich, um nicht parthysch zu scheinen, Ihnen aus
 der englischen Schule noch andere mehr, nicht minder be-
 rühmte Männer namhaft machen. — „Ich kenne,“ er-
 wiederte Bonaparte, „nur einen einzigen Arzt, der sich
 auf Erkennung der Krankheiten ganz unvergleichlich, gleich-
 sam unfehlbar verstand; der erkannte den Sitz und die Na-
 tur des Uebels immer gleich auf den ersten Blick. Der
 Mann hieß D ü b o i s, aber unbegreiflicher Weise wußte
 er kein Rezept zu verschreiben, und praktizirte deshalb auch
 nicht.“ — In Egypten, hob ich an, hatten Sie einen ü-
 beraus geschickten Wundarzt bey sich, Namens S e r r y.
 „Ja,“ versetzte Bonaparte, „im Felde und bey dem Lazareth-
 wesen wußte er ganz vortrefflich Bescheid, aber doch hat-
 te ich noch andere um mich, die, in wissenschaftlicher Hin-
 sicht, weit höher standen.“ Zum Exempel P e r c y, sag-
 te ich, der am Morgen der Bataille von Austerlitz zu Iö-
 nen stieß, das war ein Mann von bedauerndem Rufe. —
 „Woher wissen Sie,“ sagte Napoleon, und hier funkel-
 ten seine Augen, „woher wissen Sie, daß er gerade am
 Morgen der Schlacht von Austerlitz bey mir anlangte?“
 Das hab ich, erwiderte ich, entweder in Serry's Buch ge-

lesen, oder geschäftswise vom General Bertrand, gehört.
Bonaparte fuhr nun fort: „Ich gedachte in Frankreich
die Wundärzte in drey Klassen zu theilen. Ich habe die
Chirurgie immer sehr in Ehren gehalten, denn es ist eine
Wissenschaft, die mannigfaltige Kenntnisse erfordert. Ein
Wundarzt muß neben seinem Studium auch ein gründ-
licher Anatom, Chemiker, Botaniker und ein praktischer
Arzt seyn. Die ausgezeichnetesten Männer Ihres Faches
sollten zur ersten Klasse gehören.“ — Wie wollten Sie
denn die aufständig gemacht haben? fragte ich. „An ihrem
Muth, an ihren Einkünften, und an der Rolle, die sie ges-
pielt hätten, würde ich sie erkannt haben,“ versetzte Bon-
naparte. — Das möchten doch wohl nicht unzulänglich Kenn-
zeichen des Verdienstes seyn, entgegnete ich; wie mancher
hoch verdiente Mann lebt, unerkant, in der Dunkelheit. —
„Nun die mögen immer in der Dunkelheit bleiben,“ er-
widerte er, „denn sie taugen gemeiniglich nicht für das
Licht. Geben Sie nur, wenn ich mir aus ihrer Flotte ei-
nen Chirurgen aussuchen sollte, würde ich nicht eher den
Schiff Chirurgen des Nordhumberland, als den Chirur-
gen der kleinen, nebenher segelnden Brigg wählen?“ Da
ließen Sie doch Befehl, einen Fehlgrieff zu thun, sagte ich.
— „Nein, nein, ein Mann, in dem etwas steckt, der
wird sich in allen Verhältnissen des Lebens empor zu ar-
beiten wissen. Glauben Sie mir, ich würde bey meiner
Art zu urtheilen, im Durchschnitt ganz richtig verfahren
haben. Die beyden ersten Klassen hätte ich mit äußerer
Ehre bekleidet, die dritte Klasse hingegen hätte nur aus
einer Art von Handlangern bestehen, und nur zu ganz
untergeordneten Dienstleistungen zugelassen seyn sollen.“
Da würden Sie also, erwiederte ich, wie bey uns in Eng-
land, wohl sehr strenge Prüfungen eingeführt haben. „Als
Leitungs.“ „Ich vergleiche,“ fuhr er fort, „einen Arzt
mit einem General. Gleich diesem, muß jener Beobach-

tun,
dan
haid
eber
sich
thig
ben
weic
hen,
zur
Det
sagt
Ihre
g eid
darte
gewe
lang
eine
unan
se W
Aper
dabey
und
sollen
mayer
sten;
spani
dama
Went
erwied
Leben
neße
Belag
Bauer

tungsgabe, Urtheilskraft und einen scharfen Blick haben; dann wird er die Stellung und die Stärke des Feindes bald entdecken. Das verstand Dr. Dubois auf ein Haar, aber auch nicht ein Haarbrett mehr! Ein geübter Praktiker wird nicht mehr Gewalt anwenden, als eben nöthig ist, den Feind aus seiner festen Stellung zu vertreiben, aber ja nicht mehr, sonst möchte die Citadelle, in welcher er steht, beschädigt werden, und das wird geschehen, wenn z. B. mehr Merkurius gegeben wird, als nur zur höchsten Noth erforderlich ist — ich meine den Hrn. Dottor Sangrado.“ — Es wunderte mich ausnehmend, sagte ich bey dieser Gelegenheit, daß Sie, General, in Ihren thätigen, stets wechselnden Lebensumständen gleichwohl immer so gesund geblieben sind. „Ja,“ erwiderte er, „ich bin ohne Ausnahme wunderbarlich gesund gewesen. Als meine Arme in Italien eine geraume Zeit lang in der Nachbarschaft von Merakten kampierte, und es eine ungeheure Menge Fieberkranke gab, blieb ich ganz unangefochten. Gar viel rechne ich freylich auf meine große Mäßigkeit und Enthaltbarkeit; ich berechne meinen Appetit immer nach Maßgabe meiner Verdauungskraft, und dabey fehlte es mir nie an Bewegung, wahrlich, für Leib und Seele nicht.“ — Nach Ihrer Rückkehr aus Serbien sollen Sie aber doch kränzlich gewesen seyn. „Ich war mager geworden, und hatte einen recht hartnäckigen Husten; von dem half mir aber Corvisart, und zwar durch spanische Fliegen auf der Brust.“ — Sie haben ja aber damals auch mit einem Hautauschlag zu schaffen gehabt? Wenigstens sagt das Ihr Freund Goldschmidt. „Ja,“ erwiderte Bonaparte, Sie sollen hören“ (und in meinem Leben werde ich nicht vergessen, auf was für eine originelle Manier er mir diese Anekdote erzählte.) „Bey der Belagerung von Toulon kommandirte ich in einer kleinen Batterie, die nur mit 2 Stücken Geschütz besetzt war.

Eines von ihren (den englischen) Kanonenbäten kam dicht an die Batterie heran, und schoß eine Kugel hinein, die zwei Kanoniere hart neben mir zu Boden streckte. Ich ergriff auf der Stelle den Ladstock, der einem dieser Kanoniere aus der Hand fiel, und der noch ganz warm war. Dieser Kerl hatte eine Hautkrankheit, und ein paar Tage nach diesem Vorgang fand ich mich davon angesteckt. Ich brauchte dann einigemal Bäder, und das Uebel verging; fünf Jahre nachher aber brach es von Neuem und mit großer Heftigkeit aus. Diese ganze Zeit über versteckte sich das Gift im Blute verborgen gehalten haben. Da wurden dann ernstliche Mittel angewandt, die auch vollkommen wirkten, und seitdem habe ich nichts mehr davon empfunden.

Das Fräulein mit dem Todtenkopf.

Zu Paris befindet sich gegenwärtig, nach der Gazette de France, ein russisches Frauenzimmer, zwei oder drei Millionen reich, das Hand und Vermögen dem anbietet, der es ohne Schrecken ansehen kann. Das Gesicht dieser Schönen soll vollkommen einem Todtenkopf ähneln. Die Millionen sollen schon mehrere Bewerber herbeigezogen haben, aber selbst die Unerschrockensten mit Schauern sich wieder entfernt haben. — Die verlorne Schöne fand wirklich wegen ihrer seltsamen Herzensvorzüge einen muthigen Geliebten, zu dem auch sie sich hingezogen fühlte. Der junge Mann erklärte ihr seine Liebe. Sie machte ihm Vorstellungen dagegen, und äußerte, er würde sicher vor ihrem Anblick erschrecken und sie es nicht überleben. Der Freyer antwortete, er liebe ihr Herz und nicht ihre Figur. Man willigte die Schöne ein, mit der Bedingung, daß sie ihr Antlitz nur ihrem Gatten zeigen werde. Die Hochzeit wird nun angeordnet, der Vertrag unterzeichnet, dem Bräutigam werden 100 000 Thaler jährliche Renten, trotz seines Weigerns, zugeschrieben. „Wenn Sie, sagte die Braut, auch den Muth nicht haben werden mich als Ihre Gattin um sich zu bulden, so soll es mir doch stehend Trost seyn, daß ich den durch Reichthum glücklich machte, den ich liebe, und daß Sie meinem Andenken doch eine Thräne weihen werden.“ Der Hochzeitstag erscheint. Man kommt aus der Kirche zurück. Der Neuvermählte kniet vor der Braut nieder, diese legt die Hand an die verhängnißvolle Maske, die den schrecklichen Todtenkopf verbirgt. — Welcher Augenblick für den neuen Ehemann! Sein Herz schlägt nicht mehr; er erblaßt, die Maske fällt — er sieht — (Was er sah, nächstens.)